

Zeitschrift: Regio Basiliensis : Basler Zeitschrift für Geographie
Herausgeber: Geographisch-Ethnologische Gesellschaft Basel ; Geographisches Institut der Universität Basel
Band: 41 (2000)
Heft: 3

Artikel: Ordnung im St. Johann : soziale Beziehungen und Gruppenbildung in einem Basler Stadtquartier
Autor: Ehret, Rebekka
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1088469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ordnung im St. Johann – Soziale Beziehungen und Gruppenbildung in einem Basler Quartier

Rebekka Ehret

Zusammenfassung

In der Ethnologie verstehen wir Raum immer als etwas kulturell Geprägtes, das wahrgenommen wird durch eine Brille, deren Gläser von der gesamten Lebenswelt "der Schauenden" geschliffen wurden und werden. Die sozialen Akteure, durch deren "Brillen" wir im Folgenden das Quartier St. Johann betrachten wollen, sind die Quartierbewohnerinnen und -bewohner. Bei der Betrachtung wird ersichtlich, dass sozio-kulturelle Klassifikationen nicht ausschliesslich aufgrund des herkömmlichen Kriteriums ethno-nationale Zugehörigkeit gemacht werden, sondern dass bei der Gruppenzuschreibung vor allem transkulturelle, konventionelle Vorstellungen von Ordnung zum Tragen kommen.

Traditionellerweise haben Ethnologinnen und Ethnologen so genannte aussereuropäische, schriftlose Gesellschaften in ihrer Gesamtkultur untersucht. Um dieses nebulöse Etwas – Kultur – fassen zu können, hat der Ethnologe Clifford Geertz einen sehr brauchbaren Kulturbegriff geprägt. Er versteht Kultur als anthropologisches Wesensmerkmal schlechthin, denn die Fähigkeit zum Umgang mit Symbolisierung macht es für die Menschen möglich, ihr Wissen über das Leben und die Welt einander mitzuteilen, zu erhalten, zu verändern oder weiterzuentwickeln (Geertz 1987). Es handelt sich also um ein Bedeutungsgewebe, welches die Individuen selbst herstellen und worin sie unweigerlich verstrickt sind, es aber gleichzeitig immer weiterstricken. Die verschiedenen Schichten und Fäden dieses Bedeutungsgeflechts befähigen die Individuen zu sinnhaftem Handeln und zur Schaffung von Bedeutung in Interaktion. Bezogen auf den Raum kann man sagen, dass er als soziales und kulturelles Konstrukt von der Gesellschaft in Interaktion geschaffen und in seiner Bedeutung immer auch symbolisiert wird.

Adresse der Autorin: Rebekka Ehret, Ethnologisches Seminar der Universität Basel, Münsterplatz 19, CH-4051 Basel

Mit Herrn Professor Meinhard Schuster als Mitgesuchsteller untersucht ein ethnologisch-soziologisch gemischtes Projektteam aus Basel, Bern und Zürich zur Zeit im Rahmen des Nationalen Forschungsprogrammes 39 "Migration und interkulturelle Beziehungen" die Dynamik sozialer Beziehungen im Alltag und sozio-kulturelle Kategorienbildung in der Bevölkerung dreier Stadtquartiere. In Basel handelt es sich um das St. Johann-Quartier. Ich versuche also das oben genannte Bedeutungsgeflecht, so wie es sich mir durch Gespräche, Interviews, Beobachtungen offenbart, in seinen unterschiedlichen Schichten zu deuten und mich in der Auseinandersetzung mit den sozialen Konstrukten der betreffenden Menschen dem "Abbild Quartierbevölkerung" (Darstellung des Quartierlebens und lebensweltliche Wahrnehmung) zu nähern.

Im Folgenden zeige ich ausschnittsweise auf, aufgrund welcher Kategorien sozio-kulturelle Klassifikationen, also Gruppenbildungen, hergestellt werden und somit die Realität des Quartierlebens wahrgenommen und beurteilt wird.

Das Quartier St. Johann wird im allgemeinen als "traditionelles Arbeiterquartier" bezeichnet. Ältere Leute betonen, dass es früher im Volksmund auch "Glascherbenquartier" oder "Bierschleegeliquartier" genannt wurde, in dem die (männlichen) Bewohner "schon fast mit der Bierflasche auf die Welt kommen". "Typisches Arbeiterquartier" heisst vor allem, dass die dort Ansässigen in der Erinnerung

immer schon über ein geringeres Einkommen als der städtische Durchschnitt verfügten und sich daher seltener oder nur ausnahmsweise Luxusartikel wie Fernseher oder Autos leisten konnten, es sei denn sie arbeiteten an freien Samstagen dafür. Lebensweltliche Bezüge (Arbeit, Freizeit und Wohnen) waren im Grossen und Ganzen im Quartier konzentriert, biographische Übergangsriten (Taufe, Kommunion,



Abb. 1 Auslage eines Geschäfts im St. Johann.

Konfirmation, Hochzeit und Begräbnis) wurden für gewöhnlich mit Personen aus demselben räumlichen und sozialen Umfeld erlebt. Das Quartier stellt also für die Bevölkerung traditionellerweise einen *Bleiberaum* dar, dies ganz im Gegensatz zu seiner städtischen Funktion als *Durchgangsraum*. Nicht nur bildet es einen transitorischen Raum zwischen der Innerstadt und Frankreich, sondern auch für viele seiner vorübergehenden Bewohnerinnen und Bewohner.

Wie alle Arbeiterquartiere ist auch das St. Johann ein Einwanderungsquartier. Mit der Industrialisierung stieg der Bedarf an Arbeitskräften, die bis zum Zweiten Weltkrieg vor allem aus der übrigen Schweiz, Deutschland und Frankreich kamen. Obwohl auch schon vorher Zuwanderer und vor allem auch Zuwanderinnen aus Italien kamen, stieg deren Anteil nach dem Krieg durch den erhöhten Bedarf sowohl an Arbeitskräften in der Produktionsbranche als auch auf dem Bau. Seit den 80er Jahren hat die Zuwanderung vor allem aus der Türkei und Ex-Jugoslawien zugenommen. Die Zusammensetzung der Bevölkerung hat sich aufgrund ihrer sozio-professionellen Zugehörigkeit nicht sehr verändert, sondern nur ihre nationale Zugehörigkeit. Mit der sozialen Mobilität einzelner Gruppen verlief und verläuft auch eine gewisse räumliche Mobilität; im städtischen Vergleich hat sich das St. Johann-Quartier schon immer durch eine erhöhte Mobilität ausgezeichnet.

In der Bevölkerung lassen sich in Anlehnung an *Elias und Scotson* (1993) die zwei entgegengesetzten Tendenzen folgendermassen unterscheiden: Es gibt erstens eine stabile Bleibebevölkerung, die Etablierten, und zweitens eine wechselnde Durchgangsbevölkerung, die Aussenseiter.

Norbert Elias hat zusammen mit seinem Kollegen John Scotson gegen Ende der 50er Jahre einen Vorortsbezirk einer Industriestadt in den Midlands von England mit dem Pseudonym Winston Parva untersucht. Die Autoren beschreiben eine Spaltung der Gemeinschaft, die sich mit den herkömmlichen Kriterien wie Ethnizität, *race*, nationale oder sozio-professionelle Zugehörigkeit, Einkommen oder Bildung nicht begründen lassen. Ihr Erklärungsmodell beruht auf der Idee des "sozialen Alters", das heisst, die eine Gruppe setzte sich zusammen aus (sozial) alten Ortsansässigen, die sich seit zwei oder drei Generationen etabliert hatten, die andere aus (sozial) jungen, den Neuzugezogenen.

Dieser in einer modernen, ausdifferenzierten Gesellschaft prinzipiell irrelevante und "unsichtbare" Unterschied spielt eine grössere Rolle, als man gemeinhin annehmen könnte.

Zuerst sei aber auf ein physikalisches, also sichtbares Merkmal hingewiesen, das in der sozialen Konstruktion des Raumes eine grosse Bedeutung hat. Das Quartierareal liegt auf verschiedenen, vom Rhein geformten Terrassen. Im unteren Teil wohnten die "richtigen Arbeiter", im oberen Teil "die besseren Arbeiter oder sogar schon Lehrer und solche Leute". Die Kirche St. Johannes ist an der Grenze vom unteren zum oberen Teil gelegen. Sie wurde 1936 gebaut und architektonisch der Fabrikstruktur nachempfunden, "damit sich die Arbeiter auch am Sonntag wohlfühlen". Verkehrstechnisch bildet eine stark befahrene Ausfallstrasse die Grenze zwischen den Quartierteilen; sie stimmt beinahe mit der Trennlinie zwischen den statistischen Bezirken 11.2 und 11.5 und den Bezirken 11.1, 11.3 und 11.4 überein, die sich merklich im prozentualen Anteil ausländischer Bevölkerung (Stand 1997) unterscheiden (11.2 Kannenfeld 27.9 %, 11.5 Friedmatt 22.9 %; 11.1 Pestalozzi 33.9 %, 11.3 Landskron 49.8 %, Lysbüchel 63.1 %).

Der Stigmatisierung durch die sozial tendenziell höher Gestellten des oberen Quartierteils sowie der mittelständischen Stadtquartiere hielten die Etablierten – oder als Zitat: “die Schichtler” – eine auf einem gemeinsamen Ordnungsideal basierende Binnenstärkung entgegen. Das Ordnungsideal umfasste nicht nur die traditionellen Tugenden wie Sauberkeit, Ruhe und Pünktlichkeit, sondern auch feste Beziehungen und Bezüge im überschaubaren Umfeld des Quartiers. Die soziale Kontrolle garantierte bis zu einem gewissen Mass die Befolgung des Ordnungsideals oder bei Verletzung dessen Sanktionierung. Obwohl zahlreiche noch heute existierende Anzeichen aus einer “traditionellen Zeit” wie Werkstätten, Quartierläden und Restaurants mit quartierspezifischen Symbolen (Photos vom Fussballclub oder Werkzeug des ansässigen Handwerks) auf das territoriumsbezogene Selbstverständnis der Leute sowie auf deren Quartieridentität hinweisen, reflektieren die Veränderungen der letzten Jahrzehnte den Verlust dieses Ordnungsideals und – was für die Etablierten noch schlimmer ist – eine Entwertung der Ordnung als zentrales Orientierungsmuster.

Die Tatsache, dass Zugewanderte ebenso wie jüngere Schweizerinnen und Schweizer (beispielsweise Studierende oder die Hausbesetzerszene) oder die neu dazugekommene (Edel-)Alternativszene diese Ordnung entweder nicht erkennen resp. anerkennen oder sich ihr nicht zu unterwerfen bereit sind, wird als Bedrohung des eigenen Lebensraumes und der eigenen Identität, sprich “des eigenen Daheims” empfunden. Bei genauer Beobachtung ist nicht die Staatsangehörigkeit für die Einstellungen und sozialen Klassifikationen ausschlaggebend, sondern bestimmend wirkt vielmehr die wahrgenommene Distanz zum herrschenden Ordnungsparadigma. Der Grad der *sichtbaren* Identifikation mit dem Ordnungssystem gibt an, ob eine spezifische Immigrantengruppe entweder einem “uns” oder den anderen, den Fremden, zugeschrieben wird.

Die Gruppe der Etablierten erlebt die von ihr verhasste Unordnung auch in Form einer bewussten Verwahrlosung des Quartiers von Seiten der Behörden. “Niemand schaut für Ordnung (im Park), sie lassen alles verwahrlosen, Armenquartier der Stadt”. Der Staat erscheint diesen Personen, die nicht unbedingt zu den Modernitätsgewinnern gehören, als ein unsichtbares, unkontrollierbares Wesen, das sie aufgegeben hat. Aufwertungsprojekte werden mit grösster Skepsis betrachtet. Aus dieser Ich-Schwäche heraus entsteht die kulturell-normative Entwertung von Zuwanderern, obwohl der wirtschaftliche Unterschied nur gering ist.

Durch die Binnenstärkung mittels – wie Elias sagt – Lobklatsch, d.h. sozialer Überhöhung der eigenen Gruppe, wird ein Gruppencharisma aufgebaut, das ein exaktes Befolgen der Norm heraufbeschwört. Durch die konstante Abgrenzung nach aussen mit Hilfe von Schimpfklatz – den Aussenseitergruppen als Ganzen werden die schlechtesten Eigenschaften der Schlechtesten ihrer Teilgruppen zugeschrieben (pars-pro-toto-Verzerrung) – wird eine Gruppenschande hergestellt, die sich gerade bei Jugendlichen oft als “self-fulfilling prophecy” durchsetzt. Durch sichtbare, askriptive Merkmale, die in Verbindung mit einer stigmatisierten Gruppe verwendet werden, lässt sich der ganze Abgrenzungsprozess diskursiv objektivieren. Alle Informantinnen und Informanten beteuern nämlich, dass sie nicht rassistisch sind, selbst ausländischer Herkunft oder beispielsweise “mit vielen Nationalitäten in die Schule gegangen seien”.

Das Kopftuch oder die Ganzkörperbedeckung von Frauen bieten hier ein beliebtes Mittel. Mehr als sonst bei Kleidungsstücken werden Emotionen geweckt, denn “was mich stört, sind die Frauen im Schador. Da muss ich sagen, das weckt in mir drinnen Aggressionen, wenn ich bedenke, die haben eine derart sture Religion und verkörpern die, vertreten die auch hier in Basel (...)”. Die gleiche Person nennt übrigens den starken Verkehr und die “dauernde Baustelle” als Gründe für den Auszug aus dem Quartier.

Das Sichtbare lässt sich wenigstens benennen. Anders bedrohlich wirken die unsichtbaren Gegner der eigenen Ordnung. So werden beispielsweise die “Dröge-ler” genannt, die in der Nacht auftreten müssen, denn “am Morgen finden sich Spritzen und Haschstummel, besonders im Park”. Eine weitere unsichtbare, aber stark präsente Bedrohung stellen die von den Informantinnen und Informanten nicht in Worte gefassten Geschehnisse dar, die sich in den unbeobachtbaren öffentlichen Toiletten der Grünanlagen abspielen mögen. Mütter und Väter unterschiedlichster Herkunft konstatieren, dass die genannten Örtlichkeiten zu schmutzig und zu unordentlich seien und sie deshalb ihre Kinder lieber über die Strassen nach Hause schicken würden. Im einen Fall wurde diese Darstellungsstrategie gewählt, nachdem man erzählt hatte, dass im Fernsehen ein Bericht über Kindervergewaltigungen in Berlin gezeigt wurde; im anderen Fall, nachdem über Kinderpornographie in Sri Lanka gesprochen wurde. In beiden Fällen wird aber das vordergründige, sichtbare Motiv (Unordnung und Schmutz) herangezogen, um das unsichtbare und deshalb nicht kontrollierbare unsichtbar zu belassen.

“Ordnung” dient als Dauerparameter für das Zuweisen der Zugehörigkeit zu Wir- und Sie-Gruppen. So werden nicht nur die jeweils als Neuankömmlinge empfundenen Ausländerinnen und Ausländer der Sie-Gruppe zugewiesen, sondern auch Schweizerinnen und Schweizer (Studierende, die Hausbesetzerszene, die (sozial) junge links-grüne Alternativszene), da sie sich nicht an die “alten” Regeln halten. Dies wird um so mehr empfunden, als das Auftreten der städtischen Mittelschicht, zu der die “Alternativen” gehören, im – wie eingangs erwähnten – Arbeiterquartier als fast illegitime Raumergreifung wahrgenommen wird, wobei es aber ebenfalls nicht zur solidarischen Haltung mit der zugewanderten Unterschicht kommt. Der gängige Etablierten-Aussenseiterdiskurs basiert auf einer Idealisierung des solidarischen Zusammenhalts in früherer Zeit. Es gilt bei den “schweizerischen Neuen” das für die Aussenseiterkonfiguration bei ihrer Positionierung entscheidende Argument des niedrigen Kohäsionsgrades unter den Mitgliedern, da ihre Lebensweise individualisiert ist, und bei den “ausländischen Neuen”, da sie gewöhnlich nicht nur für die Etablierten fremde Neulinge sind, sondern oft auch für einander. Entsprechend grenzt man sich auch dort von denjenigen ab, die sich scheinbar nicht am sichtbaren Ordnungsideal orientieren. So schimpft denn eine albanische Frau, indem sie auf eine Parkmitbesucherin hinweist: “Diese Frau nicht gut, schmutzig, alle Türken sind schmutzig, nicht gut.” Und eine türkische Frau: “Man hat das Gefühl, es hat nur Jugoslawen hier. Das ist nicht gut, es gibt keine Ordnung.”

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es sich bei den Ordnungshüterinnen und -hütern um einen Persönlichkeitstypus handelt, der unabhängig von nationaler Zugehörigkeit in lokalen Eigenheiten und Konventionen eingebunden und –

obwohl im urbanen Umfeld angesiedelt und in Zeiten steigender Mobilität situiert – antikosmopolitisch ist, da die soziale Kontrolle gross ist und die Bezugsgruppen stabil bleiben.

Literatur

Geertz C. 1987. *Dichte Beschreibung*. Frankfurt, 1-319.

Elias N. & Scotson J.L. 1993 (1965). *Etablierte und Aussenseiter*. Frankfurt: Suhrkamp, 1-315.